

## Freiheit oder Tod

Die Fotografin Leah Gordon entdeckt im Karneval von Haiti Voodoo, Politik und Revolution

Von Sabine Matthes



Die »Lanse Kòd« verkörpern sowohl Sklaverei als auch Befreiung  
Foto: soul jaz publishing /london

Am 23. August 1791 opferte der Voodoo priester Dutty Boukman auf einer der vielen Zuckerplantagen Haitis ein schwarzes Schwein für die afrikanischen Ahnen. Mit dem Blut schrieb er die Worte »Freiheit oder Tod«, die später die Fahne Haitis zieren sollten. Die Zeremonie dieser Sklaven in dem abgelegenen Ort Bwa Kayman (Alligator Wald) gilt als Initialzündung der haitischen Revolution. Sie begannen ihre Herren zu töten, setzten die Plantagen in Brand und gründeten im Januar 1804 die erste schwarze Republik der Welt – die einzige Nation, deren

Unabhängigkeit aus einem Sklavenaufstand hervorgegangen war.

Der Rebellenführer und ehemalige Sklave Jean-Jacques Dessalines riß in einem dramatischen Akt das Weiß aus der blau, weiß, roten Trikolore der französischen Kolonialisten, erklärte, er reiße den weißen Mann aus dem Land, und die roten und blauen Teile wurden zur haitischen Fahne zusammengeflickt. So beschreibt es Leah Gordon im Vorwort ihres faszinierenden Fotobands »Kanaval – Vodou, politics and revolution on the streets of Haiti«.

### Kampfmittel Voodoo

Da die Religion das einzige war, was die entwurzelten Sklaven aus Afrika mitnehmen konnten, wurde sie bedeutungsvoll mit Erinnerung, Geschichte und Verlust aufgeladen – Voodoo wurde haitische Kultur, Widerstand und Kampfmittel. Auch der Diktator François »Papa Doc« Duvalier bediente sich in den 1960er Jahren dieses Kults zum eigenen Machterhalt. Er infiltrierte das inoffizielle Netzwerk der Voodootempel mit Spionen, verpaßte seiner brutalen Privatmiliz, den Tontons Macoutes, den blauen Stoff und das Halstuch von Papa Zaka, dem Voodoogeist der Bauern, und trat selbst häufig in Frack und Zylinder auf, wie eine Erscheinung des mächtigen Voodoo geistes der Toten, Baron Samedi.

In Haiti herrscht eine tranceartige Beziehung zur Vergangenheit vor, auch wenn viele Menschen nicht an Voodoo glauben. Bis zum verheerenden Erdbeben im Januar 2010 wurde Haitis Geschichte beim Karneval in Jacmel, einem Küstenort im Süden, versinnbildlicht. Die Geister aus dem Voodoopantheon und die sich stets wandelnden Archetypen haitischer Politik und Gesellschaft erzählten ihre Geschichten in räudigen, wilden Kostümen – eine unheimliche Horde wütender Freaks und Aristokraten der Unterwelt, die ihre bizarre Erotik und poetischen Zauber im Tageslicht der Altstadt zum Strahlen brachten. Nachdem das Erdbeben auch Jacmel zerstört hatte, wurde der Karneval abgesagt. Umso gespenstischer wirken heute die Schwarzweißfotos von Leah Gordon, die sie zwischen 1995 und 2009 vom »Kanaval« in Jacmel gemacht hat. Wie ethnographische Zeugnisse einer sagenhaften Welt, eines verlorenen Paradieses, das der Mardi Gras (Faschingsdienstag) jedes Jahr zur Hauptstadt des Surrealismus erblühen ließ.

### **Metapher Karneval**

Wenn Karneval allgemein die Umkehr der hierarchischen Ordnung bedeutet, wo Sklaven zu Herrschern und Priester zu Despoten werden, dann ist er die perfekte Metapher für Haitis wechselvolle Geschichte, einem der ärmsten Länder der Welt mit einer seit dem ersten Militärputsch gegen den demokratisch gewählten Präsidenten und Befreiungstheologen Jean-Bertrand Aristide 1991 zunehmend erodierenden Staatlichkeit. Noch vor dem großen Erdbeben mit der anschließenden Choleraepidemie startete die Fotografin und Filmemacherin Leah Gordon die »Ghetto Biennale« in Port-au-Prince. Für ihren Bildband versammelte sie die persönlichen Geschichten hinter den Masken des Karnevals. Diese Oral Histories und die kulturanalytischen Essays liefern die anthropologische Erklärung zu den Kostümen. Ein Darsteller sagt, er spiele immer einen Indianer, weil er für die von den Spaniern ermordeten Taino-Indianer eine so große Liebe empfinde, als wären es seine eigenen Ahnen. Mit drastischeren Mitteln wirbt »Papa Sida«, Father AIDS, beim Mardi Gras für Safer Sex: Einmal trugen sie einen echten AIDS-Toten im Sarg mit sich. »Makak«, der Affe, äfft die Zuschauer nach, und die »Papa Banan« fegen als riesige Bananenblätter-Staubwedel über die Straßen, mit ihrem seltsamen kleinen Lied »Wir haben keine Streichhölzer, zünd uns an«.

Der Voodoogeist des Waldes verkauft Heilpflanzen an die Voodoopriester, während die Gruppe der »Pastoren« ihre Hymnen anstimmt und der rote Luzifer von zwei kleinen Engeln getötet wird. Ein maskuliner Transvestit im silbernen Paillettenkleid lauert wie ein einsamer Panther auf seine Opfer, gesichtslos, mit Henkersmaske und Panamahut. »Madame Lasiren« indes muß sich für Mardi Gras unter Frauenkleidern verstecken, da sie als einer der vielen Wassergeister einen Fischkörper hat. Die grotesken Militär-uniformen der »Chaloskas«, mit riesigen Lippen und Büffelzähnen, sind inspiriert von Jacmels brutalem Polizeichef Charles Oscar, an dem die Bevölkerung 1912 ebenso grausam Rache nahm, ihn in Stücke riß und verbrannte. Der »Chaloska«-Darsteller sagt, er habe diesen Charakter 1962 für den Karneval wiederbelebt – im Zuge von »Papa Doc« Duvaliers erstem massiven Wahlbetrug. Dazu erfand er die beiden Begleiter Master Richard, der mit seinem fetten Bauch die Korruption verkörpert, und Doctor Calypso, der als buckliger Alter die Gefangenen vor ihrer Hinrichtung untersucht. Die »Chaloskas« ziehen durch die ganze Stadt, bedrohen die Leute und sollen zukünftigen Oscars eine Warnung sein.

### **Höllencowboys**

Am schaurigsten aber sind die »Lanse Kòd« – kreolisch für Lassowerfer. Sie trainieren ihre Hypermännlichkeit in Schrottplatz-Gyms, lassen ihre Haut mit einer Paste aus Zuckerrohrsirup und Holzkohle zum Leuchten bringen und tragen schwarze Henkerskapuzen mit Augenlöchern und Stierhörnern. Dieser lassowerfende Mob von Höllencowboys verkörpert sowohl die Sklaverei als auch die Befreiung. Sie schleichen sich an ihre Opfer heran, fesseln und schlagen sie, halb Tier, halb Mensch, wie der mythische Lanse Kòd Djab. Dieser fängt seine Opfer bei Nacht vorzugsweise an Straßenkreuzungen ein, mit einem Lasso aus der Nabelschnur und den Gedärmen eines Babys, und verwandelt sie in Tiere. Mit ihrem exhibitionistischen Gebaren ähneln die Lanse Kòd den Voodoogeistern der »Gede«, die, wie es heißt, oft Sonnenbrillen mit nur einem Glas tragen, weil auch der Penis nur ein Auge habe. Am Nachmittag findet der martialische Spuk sein Ende am Meer. Die Lanse Kòd springen mit Purzelbäumen ins Wasser, waschen ihre düstere Maske ab und glitzern im gleißenden Sonnenlicht mit den Wellen um die Wette. Auf den letzten Fotos am Strand öffnet sich der Horizont, und das Buch entläßt uns aus diesem furiosen Alptraum, als wäre es doch nur ein Film von Fellini gewesen.

**Leah Gordon: Kanaval – Vodou, politics and revolution on the streets of Haiti. Soul Jazz Publishing, London 2010, 160 Seiten, 26,80 Euro**